

CHRISTIAN KUMMER

Hat die Theologie den Naturwissenschaften im interdisziplinären Dialog etwas zu sagen?

Natur- und Gotteserkenntnis sind in den Augen der meisten Naturwissenschaftler zwei voneinander unabhängige Domänen. An der Grenzlinie des menschlichen Bewusstseins kommen sie jedoch in Kontakt, und das erfordert den Dialog. Die Theologie kann hier auf Erklärungsdefizite bei der Bewertung dieses Phänomens achten und mit Teilhard de Chardin für die Eigenständigkeit einer Evolution des Geistes eintreten. Ein weiteres Thema stellt die Suche nach einer rationalen Begründung für unsere Überzeugung von der Einheit der Erfahrungswelt dar. – *Christian Kummer*, Jesuit, Studium der Kath. Theologie, Biologie (Diplom) und Philosophie (Promotion), Prof. für Naturphilosophie an der Hochschule für Philosophie, München, emeritiert 2013. Ausgewählte Publikationen: *Der Fall Darwin*, München 2009; (mit Harald Lesch) *Wie das Staunen ins Universum kam*, Ostfildern 2016; *An Gott als Person glauben?* Ostfildern 2019.

Asymmetrie des Dialogs

Bei einer Tagung des – interdisziplinären – Gesprächskreises „Kirche und Wissenschaft“ an der Katholischen Akademie in Bayern habe ich mir einmal die Bemerkung erlaubt, dass die Naturwissenschaften getrost ohne die Theologie auskommen können, diese aber nicht ohne die Naturwissenschaften. Ich habe dafür den verwunderten, um nicht zu sagen missbilligenden Seitenblick eines Theologen geerntet, der mir stärker in Erinnerung geblieben ist als das eigentliche Thema der Tagung. Und doch meine ich, dass ich recht hatte. Was wäre eine moderne Schöpfungstheologie ohne alle Kenntnisnahme der Evolutionstheorie oder des Standardmodells der Kosmologie? Ein Unding selbstverständlich, weil eine (vielleicht die?) Hauptaufgabe der Theologie darin besteht, ihre Rede von der Maßgeblichkeit Gottes für die Welt in das vorhandene Weltbild zu implementieren. Das war von jeher so. So sind eben – ich trage Eulen nach Athen – die fälschlich so bezeichneten Schöpfungs-„Berichte“ keine Informationen über das Zustandekommen der Welt, sondern das darin vorgestellte zeitgenössische Wissen dient einzig der Vermittlung einer Botschaft: dass sich die Welt mit allem, was in ihr ist, dem Willen eines göttlichen Schöpfers verdankt. Wenn ich nun diese Glaubensüberzeugung heutigen Menschen nahebringen will, bleibt mir nichts übrig, als genau dasselbe zu tun wie die biblischen Schriftsteller in ihrer Zeit. Ich muss sie im Rahmen meines heutigen Weltbilds ausdrücken, und das ist nun einmal weitgehend naturwissenschaftlich bestimmt. Deshalb ist die hermeneutische Fragestellung, d. h. die Lehre vom richtigen Verstehen eines biblischen Textes, so essentiell für alle

theologische Arbeit – selbst für ein scheinbar so autochthones Gebiet wie das Kirchenrecht.

Und die Naturwissenschaft? Sie befasst sich nicht mit dem Verstehen – weder von vorgegebenen Dokumenten noch von Leben oder Welt überhaupt, sondern betreibt, um mit Robert Spaemann zu sprechen, „Bedingungsforschung“¹, wie eines vom andern abhängt. Vom Zusammenhang mit der Naturbeherrschung einmal abgesehen, bedeutet dies, dass jede naturwissenschaftliche Disziplin ihr besonderes Methodenarsenal besitzt, das ihr erlaubt, auf bestimmte Fragestellungen zu fokussieren, das aber auch disziplinspezifische Grenzen des Erforschbaren vorgibt. Physik beispielsweise ist in ihrer Methodik auf die Mathematisierung der Natur festgelegt. Das verleiht ihr einerseits eine hochgradige Präzision, bedeutet aber gleichzeitig, dass sie alles, was nicht nach Maß und Zahl bestimmbar ist, außen vor lassen muss. Das wird bereits bei bestimmten Begriffen der Chemie, erst recht aber in der Biologie, die nicht ohne den kaum mathematisierbaren Begriff der Funktion auskommt,² zum Problem. An solchen methodischen Grenzen der Einzeldisziplinen beginnt nun ein Dialog zwischen den Wissenschaften, der im Gegensatz zum Gespräch zwischen Naturwissenschaft und Theologie nicht asymmetrisch ist, sondern, wie man heute gern sagt, auf „Augenhöhe“ stattfindet. Verschiedene Disziplinen benötigen hier einander, um eine Perspektive zu gewinnen, welche den eigenen Blickwinkel erweitert. Das Ziel ist nicht nur ein Aushelfen im methodischen Handwerkszeug, sondern das Erreichen eines neuen „Denkstils“, wie das Ludwik Fleck bereits 1935 beschrieben hat.³ In diesem Sinn ist heute interdisziplinäre Forschung in allen Einzelwissenschaften gang und gäbe. Es ist dabei durchaus üblich, auch fachfremde Experten einzuladen, nicht, weil man von ihnen ein tauglicheres Instrumentarium erwartete, sondern, weil ihre andere Herangehensweise womöglich eine Gelegenheit bietet, sich aus Sackgassen der eigenen Denkgewohnheiten herauszumanövrieren. Dass man um dieses Zieles willen auch Theologen einlädt, habe ich allerdings noch nicht erlebt. Zu groß ist hier einfach die Diskrepanz in der Fragestellung von Naturwissenschaftlern und Theologen, wie das der amerikanische Paläontologe Stephen J. Gould (1941–2002) mit dem ihm eigenen Witz auf den Punkt gebracht hat: „We study how the heavens go, and they determine how to go to heaven.“⁴

¹ Robert Spaemann, Rationalität und Gottesglaube, in: *Communio* (5/2005) 481–495, hier 483.

² Heinz Penzlin, Was heißt ‚lebendig‘?, in: *Biologie in unserer Zeit* 42 (2012) 56–63, hier 59.

³ Ludwik Fleck, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt/M. 1980.

⁴ Quelle s. nächste Anmerkung.